

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

Marie ging nach der Rücksprache mit Mille festen Schrittes zu Fräulein Meta aufs Zimmer. Ihr war so stark und klar und wohlgenüt zu Sinn, sie hätte heut' auch schwierigeres fertig gebracht!

Fräulein Meta lag in einem Schaukelstuhl, den sie sich aus Marias Zimmerchen herübergeholt hatte, und „Schmälerte“ in einem Reihbibliotheksbande. Sie sah so erstaunt, so kaltblütig auf, als Marie nach kurzem Klopfen eintrat, daß sie sicher das allerbeste Gewissen der Welt besaß! Marias Mut sank infolgedessen sofort.

„Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen —“ begann sie unsicher.

Fräulein Meta legte höflich das Buch beiseite und bot der Hausherrin gütigst einen Rohrstuhl an.

„Es ist nämlich — es handelt sich um eine — eine Veränderung hier im Hause,“ fuhr Marie nach Atem ringend fort. „Mille, meine alte Mille — wird mich sehr bald — auf längere Zeit verlassen müssen —“

„O!“ machte Fräulein Meta höflich-gleichgültig. Sie war viel zu indolent, um Neugier zu empfinden, weshalb und wohin Kamille wohl ging.

„Und da werde ich — natürlich bedeutend mehr zu tun haben!“ erklärte Marie in immer steigender Verlegenheit. „Die Küche wollte ich ganz und gar selber übernehmen, nur mit Hilfe eines Küchenmädchens — und da wollte ich Sie fragen — Ihnen vorschlagen — Sie bitten, ob Sie mir nicht von jetzt an auch — ein bißchen zur Seite stehen wollten? Im Haushalte helfen, meine ich?“

„Ich? Ihnen? Im Haushalt?“ Fräulein Meta sah so maßlos hochmütig, so erstaunt aus, daß der armen Marie das Blut dunkel zu Kopfe stieg.

„Ja, ich dachte — Sie würden es vielleicht — mir zu Gefallen tun mögen!“ stotterte sie kläglich. „Natürlich — natürlich nicht ohne — entsprechenden Entgelt! Ich — ich könnte Ihnen dann — ja sehr gut — ich müßte Ihnen dann eben — die größere Hälfte Ihrer Pension erlassen, verstehen Sie? Sie brauchen dann nur noch — ein Drittel künftig zu zahlen, sobald Sie sich ein wenig im Hause nützlich machen wollten.“

Frau Meta schwieg noch immer. Sie überlegte. Es blieb schließlich ohne große Bedeutung für sie, ob sie die ganze oder nur die halbe Pension — oder meinetwegen nur ein Drittel schuldig blieb. — — — Andererseits — wenn sie jetzt nicht zustimmte — wäre Marie — oder vielmehr diese verwünschte alte Kamille, denn es war ganz klar, daß sie dahinter steckte — imstande, prompte Zahlung zu verlangen. Und am Ende riß dabei selbst einer Marie Krumpa Geduldsfaden, und der

erhabenen Meta ging's nicht besser, als der leichtsinnigen Fiddy Moll. —

„Ich erkläre mich einverstanden!“ versicherte Fräulein Meta großmütig. „Es wäre unrecht, wenn ich Ihnen, meine Liebe, nicht gefällig sein sollte! Bestimmen Sie also bitte, welchen Teil Ihrer Pflichten ich übernehmen soll. Vielleicht das Auskunfterteilen an Fremde, die die Pension besichtigen wollen? Es wird sehr lästig für Sie sein, wenn Sie grade in der Küche stehen. Bescheid zu sagen, freie Zimmer zeigen zu müssen, ganz abgesehen davon, daß Sie dann nicht in der angemessenen Toilette sind!“

Marie sah das freudig und dankbar ein, und Fräulein Meta übernahm das Amt einer Empfangsdame. Sie füllte es mit wundervoller Würde aus. Es geschah mehrmals, daß Fremde die stattliche Dame für die Besitzerin des Pensionats hielten und sehr erstaunt dreinschauten, wenn zum Schluß Fräulein Krumpa in Küchenschürze und Arbeitsdunst erschien.

Am dritten September erhielt Hans Imhoff bereits Antwort. Marie schrieb:

Lieber Hans!

Die alte Kamille kommt nächsten Sonnabend zu Dir. Sie will den Posten in Deinem Hause gern übernehmen, und Du kannst ihr unbezorgt alles anvertrauen: Sie ist die treueste, ehrlichste, zuverlässigste Seele in der Welt. Alles weitere bespricht Du wohl am besten mit ihr selber. Es grüßt Dich

Deine Marie Krumpa.

Das tiefgerührte, sehr herzliche Dankeschreiben Hans Imhoffs enthielt u. a. die Behauptung, in einer Sache irre sich Marie doch: Nicht die alte Mille, sondern ganz wer anders sei „die treueste, zuverlässigste Seele in der Welt“.

Mitte September kam er selber. Er hatte versäumt, seinen Besuch anzumelden, und traf Marie nicht zu Hause an. Sie brachte eine jugendliche Pensionärin zur Bahn, was eigentlich Meta Stillings Aufgabe gewesen wäre — aber der war das Wetter zu schlecht gewesen. Sie hatte behauptet, erkältet zu sein. Es regnete so garstig. Marie brachte also statt ihrer den abreisenden Gast fort, und Fräulein-Meta trug den geliebten Schaukelstuhl ins allgemeine Wohnzimmer, auch „Salon“ genannt, hinüber und hielt ungehörte Nachmittagsruhe. Marie und ihr Schützling hatten gleich nach dem Mittagessen fortgemußt.

Gerade, als Fräulein Meta fand, es sei nun wohl bald Zeit, daß Marie zurückkehre und sich um den Kaffee bekümmere — gerade in dem Augenblick schellte Hans Imhoff. Auf seine Frage nach Fräulein Krumpa wurde er von dem kleinen Hausmädchen ohne weiteres in den Salon und zu Fräulein Meta geführt. Und von der erst sehr statios ein bißchen von oben herab, dann aber, sobald er sich als Marie Krumpas Jugendfreund vorgestellt, mit gewinnender Liebenswürdigkeit empfangen.

Man macht sich ja nach brieflichen oder mündlichen Beschreibungen oft ein gänzlich falsches Bild von einem Men-

schen. Hans hatte nach einigen Wendungen in Marias Briefen, noch viel mehr aber nach einer vernichtenden Urteilsäußerung Kamilles, Fräulein Stilling für ein höchst pretentioses, unangenehmes, älteres Fräulein gehalten, dem mit Vorsicht aus dem Wege zu gehen sei. Nun traf er zu seiner Ueberraschung eine durchaus nicht häßliche oder ältliche Person an, Fräulein Meta hatte sich auffallend gut „konserviert“, wie der technische Ausdruck heißt — die gute Verwahrung, das sorglose Leben, die sie seit einem Jahre genoß, trugen ihr Teil dazu bei, sie zog sich sehr gut an, sie hatte auffallend schöne, sehr weiße und wohlgepflegte Hände und ein Paar prachtvoller, dunkler, nur etwas gar zu runder und hervorstechender Augen — „Auhagen“ sagte Mille respektwidrig und ahnte doch nichts von Homers „Luhängiger Juno“.

Also Hans war angenehm überrascht durch die äußere Erscheinung der „Empfangsdame“, und ihre vornehme Ruhe, ihre sichere Klarheit wirkten wohlthuend auf ihn ein, der von ärgerlichen und widerwärtigen Geschäftsbefuchen herkam.

Als die heimgekehrte Marie ahnungslos den Salon betrat, saßen Hans und Fräulein Meta sich in freundschaftlicher Unbefangenheit gegenüber und plauderten behaglich.

Sie blieb stehen, sobald sie ihn erkannte — sie wurde leichenblass, und ein leichter Flor schien sich auf ihre Augen zu senken, da war er schon aufgesprungen, mit frohem Ausruf auf sie zugerufen, und seine lebenswarmen Finger umschloffen kräftig ihre eiskalten Hände.

„Liebe, alte Marie!“ wiederholte er.

Da brach sie in heiße Tränen aus.

„O, Hans, Hans, daß ich dich so wiedersehen muß!“ schluchzte sie auf.

Er war selbst bewegt — aber ihre haltlose Weichheit, noch dazu in Gegenwart einer Fremden, berührte ihn unangenehm. Er machte sich fast verlegen von ihren Händen frei und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„O, es geht mir gut, liebe Marie — sehr gut sogar!“ versicherte er ausweichend. „Nachdem ich durch deine Güte alles so wohl geordnet weiß in meinem Hause — Mille läßt grüßen. Sie hat sich bereits völlig eingelebt. Sie tyrannisiert das ganze Haus, und dem ganzen Hause geht's wohl dabei!“

Und er sah sich fast schelmisch nach Fräulein Meta um, denn ihm fiel in diesem Augenblick ein, wie Mille die Schale ihres Jornez über die „plastische Empfangsdame“, so nannte er sie innerlich selber, ausgegossen hatte.

Fräulein Meta lächelte zufrieden zurück, sie ahnte ja seine Gedanken nicht, und so blieb ihr schönes Seelengleichmaß ungetrübt. Marie stand enttäuscht, im tiefsten Herzen weh, bis zur Bewußtlosigkeit erkaltet, daneben —

Wie so ganz anders hatte sie sich dies erste Wiedersehen ausgemalt! Wie innig und liebevoll hatte sie zu ihm von seinem armen, jungen Weibe, seinem Kinde reden wollen! Ihr Herz war bis zum Ueberfließen voll von Mitgefühl, von Mitleiden angefüllt gewesen. Und nun ging er mit ein paar gleichgültigen, oberflächlichen Scherzworten über alles hinweg.

Daß die Meta daran schuld sein könnte, die steif und unerschütterte im Zimmer blieb, der Gedanke wurde von ihr als ungerade rasch zurückgewiesen. Sie empfand jetzt deutlich: viel anders wäre diese Wiederbegegnung auch nicht geworden, wenn sie allein gewesen wären. Und da war's am Ende ganz gut, daß man sie nicht allein ließ. Nun half ihr Stolz die Enttäuschung zu überwinden. Was hatte sie eigentlich erwartet? Daß er in Tränen vergießen würde, wie sie? Daß er in weidliche Klagen, in gefühlvolle Betrachtungen ausbrechen würde? Marias immer wache, herbe Selbstkritik trieb sie zur Selbstverspotzung. Sie fand sich mit einem Schläge unglaublich lächerlich.

„Na, denn will ich uns nur vor allen Dingen Kaffee besorgen — du trinkst doch welchen mit, nicht wahr?“ sagte sie plötzlich laut in die Unterhaltung der beiden anderen hinein. Und als Hans dankend ablehnen wollte, fand sie die Kraft, ihm in ihrer knappen, energischen Art zuzureden: „Bewahre, du bleibst und trinkst mit der versammelten Weiblichkeit Kaffee!“ bestimmte sie stürzend. „Du mußt doch meine ganze Menagerie kennen lernen!“

Sie lief davon, ohne auf seinen Protest Rücksicht zu nehmen, und ihm blieb nun gar nichts weiter übrig, als in Gesellschaft der „plastischen Empfangsdame“ zu warten, bis der Kaffee und das weibliche Kränzchen fertig waren.

„Dagegen kann man nicht an!“ sagte er zu Fräulein Meta. Und Fräulein Meta senkte den Blick auf ihre schönen Hände. Sie fand es sehr nett von Marie, sie mit dem „interessanten jungen Dichter“ allein zu lassen. Dankbar gedachte sie in diesem Augenblick Marias sonstiger Vorzüge.

„Fräulein Krumpa ist außerordentlich tüchtig und tatkräftig!“ erklärte sie liebenswürdig.

„O ja, gewiß!“ versetzte Hans. Er konnte wahrhaftig nichts dafür, daß das etwas gedehnt klang. Er hatte sich das Wiedersehen mit der guten, alten Marie, der er so innig dankbar war, eben auch ein bißchen anders, ein bißchen gemüthlicher vorgestellt. Schade! So ein prächtiger Kerl, wie sie im Grunde war. Was konnte sie dafür, daß die Grazien vergehen hatten, an ihrer Wiege Pate zu stehen?

In der Speisekammer lehnte unterdes Marie mit der Stirn an der Tür des Vorratschrankes, wollte Kaffee herausgeben und konnte doch weder Schlüssel noch Schlüsselloch finden, weil ihr die Tränen gar zu stürmisch aus den dunklen Augen tropften!

(Fortsetzung folgt.)

### Sein letztes Lied.

Von Martha Jankowski.

(Nachdruck verboten.)

Tahem — daheim! In tiefen, dunkigen Jügen schlürfte der Hannes Berghoff die würzige Heimatluft. O, gab es denn wirklich noch irgendwo auf Erden solch eine märchenhafte Nacht — solch einen traumatischen Frieden! Die hohe, seltsame Gestalt des Burjden rechte sich höher. Heimat — Heimat! und volle vierzehn Tage sollte er das nun genießen — das war ja eine Ewigkeit! Aber gut anwenden wollte er sie auch — eine seltsame Ewigkeit sollte das werden!

Der frische, draufgängerische Mut des Burjden stieg schon wieder hoch in ihm — der helle, lachende Uebermut, der da draußen den Kameraden fast ebenso lieb und unentbehrlich war, wie das tägliche Brot!

„Lieber auf die Sonne verzichten, nur nicht auf Hannes Berghoffs sonnigen Humor“, so ging die Rede unter Kameraden und Vorgelegten.

Aber diesmal hatte sich der Hannes nicht halten lassen — durch alle kameradschaftliche Liebe und Treue nicht — zu mächtig zog es ihn diesmal heim. „Gezeit sollte ja werden!“ Jedem, der's hören wollte auf der langen Bahnfahrt, erzählte es der glückstrahlende Burjden.

Und nun war er — nach länger denn einem Jahr Draußen — heute abend in der Heimat angekommen — ganz spät — aber beim Adelsbauer hatte er doch gleich vorgesprochen. Und da hatte er neben der Lisbetha sitzen dürfen — neben der Lisbetha, die in drei Tagen sein Weib werden sollte! Immer hatte er sie anschauen müssen. Ei! Daß es noch so etwas Liebes, Sanftes gab auf der Erde — solch eine süße Milde! Und an manche arme Seele da draußen hatte der Hannes Berghoff denken müssen, die das tägliche grauenvolle Erleben müd' und wind gerissen hatte.

Seid ruhig, ihr! In der Heimat, da fließt ein Born, ein heiliger Born, und wenn es aus dem zu trinken verweigert ist, der wird still, ganz still, dem heilen alle Wunden der Seele, und wären sie noch so tief und schwer.

Seine eigene Seele war stark, gleich seinem Körper, die hielt den Schreden da draußen schon stand, aber trotzdem hatte auch er bei der Lisbetha zartem Rosen gemeint, gradwegs aus dem geulichsten Jagefeuer ins Himmelsparadies versetzt worden zu sein.

Und vierzehn Tage durfte er nun in dem Himmelsparadies bleiben!

Einen hellen, Augenden Juchzer sandte der Verliebte in die nächste Stille. Ein leises Echo antwortete ihm.

Na nun, noch ein Nachtrabend?

Nein, das konnte ja nur der Friedel sein, sein liebster Schulkamerad, jetzt wohlhabender Lehrer des Heimatbüchchens — der Friedel, der die Nacht so liebte, und die ihm diese Liebe vergalt, indem sie ihm alle die süßen Melodien zuflüsterte, die er dann spielte.

Und wirklich fand nach einigen Augenblicken Friedrich Hellberg, der „Geigefriedel“, vor ihm.

Geräthlich schüttelten sich die Freunde die Hand.

„Hannes, Hannes, was hast du für Musseisamungen! Das ganze Dorf ist voll von deinem Muth, und nichts hast du davon geschrieben, um können wir doppelt stolz auf dich sein, du Held!“

Lächelnd winkte Hannes ab.

„Daß gut sein, Friedel. Weist, ein bißchen Glück hab' ich halt gehabt und dann, na ja, die Kraft!“

Höher rechte sich der prächtige, raffige Gestalt des Urlaubers. Ein wenig weidlich streifte sein Blick den schmächstigen, dürftigen Körper des Fremden. Nein, solche konnte man da draußen nicht brauchen in der mährermordenden Schlacht. Weidlich

war in seiner Stimme, als er den Friedel fragte: „Und die Brust, geht's mit der besser?“

Bekümmert verneinte der: „Nein, immer schlechter wird's. Darum wollen sie mich ja auch nicht nehmen. Und ich war' auch so gerne, so sehr gerne dabei!“

„Na, laß dich sein, Alter,“ tröstete der gutmütige Hannes. „Wir brauchen dich auch hier in der Heimat Männer. Muß halt jeder seine Pflicht tun — der eine hier, der andere da! Für mich ist's übrigens noch ein persönliches Glück, daß sie dich nicht genommen haben,“ setzte er lächelnd hinzu, „hättest mir schon gefehlt auf meiner Hochzeit!“

„Hochzeit — du, Hannes? Davon weiß ich ja noch gar nichts,“ erklamm blickte Friedel den Freund an.

Blödsinnig aber trat ein banges Fragen in die wunder schönen Augen des jungen Lehrers, Augen, in denen eine große, gute Menschenseele sich barg. „Ja, wen, wen willst du beim freien?“ fragte er leise, kaum die Angst vor der nächsten Minute verbergend.

„Die Lisbetha, des Rodelbauern Aelteste, die Schönste, die Feinste von allen!“ jubelte Hannes.

Nun der Schlag gefallen, schien Friedel ruhiger zu werden. Bernessen war es, sich neben solch einem Nebenbuhler — auch nur in Gedanken — zu stellen! Und doch wollte es das arme Herz noch immer nicht fassen; der Hannes, der übermütige, lustige Barock, und die launige, sinnige Lisbeth! Wer der Hannes hatte es gesagt, und so nahte es wahr sein.

Ruhig glaupte er zu sein, der Friedel, und merkte gar nicht, daß große, schwere Tropfen aus seinen Augen fielen, hart und schwer — als sagte jede: Für dich gibt's kein Glück, kein Glück!

Aber auch Hannes merkte nichts von des Freundes Verstörttheit, viel zu fest hatte ihn seine Liebe im Bann. Still, jeder seinen Gedanken nachhängend, schritten sie jetzt dem schlafenden Dorfe zu, und des Freundes bittende Worte: „Zur Hochzeit spielt mir doch, Friedel, gelt?“ begeisterten den jungen Lehrer in sein Heim — ließen ihn nicht los.

„Nun war er da, Hannes Bergbofers seligster Tag! Die Hochzeitsfröhlichkeit hatte ihren Höhepunkt erreicht, da bat Hannes den Friedel um das versprochene Lied.“

Nun war es aber ein eigenes, wenn der Friedel spielte. Die Böglein schienen bei seinem Spiel zu lauschen und von ihm lernen zu wollen den wunderbar süßen Klang. Die Menschen aber sahen beim Singen seiner Geige in die Ferne. Bald selig jubelnd, bald schmerzhaft war ihr Blick, und ihnen war's, als öffnete sich bei Friedels Spiel ein weites, weites Thor und gewährte ihnen Einblick in ein sonst verschlossenes Paradies. Hatte er gemeint, dann blühten sie sich wohl schon an tauend schlüchtern hinaus, um draußen ihre Tränen zu verbergen.

Und heute übertraf Friedel sich selbst. So süß und bang hatte noch nie seine Geige geschallt, hastig schlüchtern sich die ersten hinaus, die Männer, um draußen ihre Tränen zu verbergen, leise weinend folgten die Frauen.

Friedel aber spielte, spielte. Schwere Tropfen standen auf seiner todblassen Stirn. Die schwache Brust keuchte, das arme, kranke Herz slog in rasenden Schlägen. Er merkte es nicht, und die beiden Glücklichen dort drüben im Ehrenred merkten es auch nicht. Ihnen waren diese süßen Töne nur eine weich schmeichelnde Begleitung zu ihrem heimlichen, zärtlichen Rosen.

Aber eine andere sah es, Marie, Lisbethas junge Schwester. Kein Auge ließ sie von ihm.

Endlich litt es sie nicht länger, leise schlüchtern sie zu ihm herüber und legte blühend die Hand auf seinen Arm: „Hör auf, Friedel, hör auf!“

Fremd irrte sein Blick an dem Mädchen vorbei, das noch heißer bat: „Hör auf, hör auf — du geist dir ja das Herz aus der Brust!“

Da blieb sein Blick wie erwachend in Mariens Augen hängen, und er sah darin all die heiße Angst, die sie um ihn litt.

Ein leises, weiches Lächeln trat in Friedels dunkle Augen — da hatte ja das Glück auch auf seinem Wege gestanden, und er hatte es nicht bemerkt.

Ganz weich war seine Stimme, als er sich zu dem Mädchen wandte: „Ach, Marie, nur noch ein Lied, das letzte Lied!“

Noch inniger sang die Geige. Marie war's, als ob sie vor ihrem Herrgott stände und der Chor der Seligen sie umschmeichelte.

Da, ein lächer Klang, der junge Geiger wankte und fiel schwer in des Mädchens Arme.

Entsetzt eilten die Neuvermählten herbei; die Hochzeitsgäste, alles wollte helfen.

Doch traurig schüttelte Marie den Kopf — hier gab es nichts mehr zu helfen. Friedel hatte, wie er vorhin selbst gesagt, sein letztes Lied gespielt. . . . !

### Wie unsere Vorfahren den Zucker kennen lernten.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Erst der Weltkrieg mit seinen zahlreichen Verordnungen über den Verkauf der notwendigsten Nahrungsmittel hat so recht gezeigt, eine wie große und früher unentbehrliche Rolle der Zucker heutzutage auf dem Gebiete der Volksernährung spielt. Nicht alle aber wissen, daß er diese Bedeutung erst der Entdeckung des Ver-

lauer Chemikers Marggraf verdankt, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Saigen der Zuckerrübe erkannte und damit die Grundlage für die gewaltige Zuckerrindustrie schuf, die im vorigen Jahrhundert in allen Ländern Europas emporblühte. Vorher wurde der Zucker aus dem Zuckerrohr gewonnen, und noch früher war der Honig der gebräuchlichste Süßstoff. Kamentitius um den Birkenast (Märzwasser) genießbar zu machen, und zur Metbereitung wurde er benutzt. Durch Pytheas von Massilla erfahren wir, daß die Verwendung des Honigs zur Metbereitung bereits zur Zeit Alexanders des Großen bei den Griechen an der Esmündung üblich war. Und aus den Anfängen der sächsischen Geschichte kennen wir die Erzählung, daß sich die Frauen auf der Burg Meissen im Zeitalter Heinrichs des Städtebauers der Angriffe der Wahren erwehrt, indem sie heißen Met auf die Belagerer herübergossen. Schon vorher, im Jahre 868, labten sich die auf dem Konzil zu Worms versammelten hohen geistlichen und weltlichen Herren mit Met, im Jahre 1299 wird er auch in Frankfurt a. M. zuerst erwähnt, noch im Jahre 1403 wurde es in Dresden erlaubt, Met zu trinken. Zu dieser Zeit wurde der Met vielfach auch schon mit Bier oder Wein veredelt; als im Jahre 1486 die Bierbrauer zu Frankfurt a. M. anfragen, Honig in das Bier zu tun, fragte der Rat bei den Aerzten an, ob das der Gesundheit nicht schädlich sei; damit wandte man sich gerade an die rechte Schwärze, denn der Stadtrat brauchte selbst!

Auch als sonstige süße Würze vertrat der Honig zuerst die Stelle von Zucker und Sirup. Schon bei Albert von Stade findet sich im Jahre 1025 die Aufzeichnung: „canonicis in diebus domesticis amicisque betur melitae copia“. So beim Ruchensbaden. Besonders geht eine der bodenständigsten Gewerbe im alten Nürnberg, die weltberühmte Nürnberg Lebkucherei, unmittelbar auf die Bienenzüchterei zurück. In dem ausgedehnten Reichswalde, der sich heute noch wie ein meilenbreiter grüner Gürtel um die Stadt Nürnberg legt, blühte im Mittelalter die Bienenzucht in dem Maße, daß sie von Tausenden betrieben wurde, und daß man den Wald „des heiligen römischen Reiches Bienengarten“ nannte. Die Honigwaren waren daher auch in früher Zeit ein außerordentlich wichtiger Handelsgegenstand. Als König Johann von Böhmen die Stadt Pilsna im Jahre 1320 mit der Stapelgerechtigkeit begnadigte, wurden in der Postlage Dresdener Bischer mit 1 Pfennig, Honigwaren aber mit 14 Pfennigen angelegt. Wie die Handwerker in den Städten in ihren Zünften und Gilden, so taten sich auch die Zimler (Norddeutschland) und Zeidler (Süddeutschland) zu Genossenschaften zusammen; die zum Teil bis in verhältnismäßig späte Jahrhunderte fortlebten. Im Jahre 1398 gab beispielsweise die Zeidlergesellschaft zu Görlitz noch ihr Zeidlerrecht heraus, und im „Lorenter Reichswald“ blieben die Verhältnisse der alten Bienenväter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestehen; noch vom Jahre 1799 datiert ein Verdict über das letzte zu Heudt, einem Orte bei Nürnberg, abgehaltene kaiserliche Zeidlerrecht. Die Zeideler wurden nach Lehnrecht verliehen und ihre Abgaben bestanden natürlich aus Wachs und Honig. Später wurde daraus „Wachs- und Honiggeld“. Wie hoch die Bienenzüchter aus allen diesen Gründen bei unseren Vorfahren in Ansehen stand, beweist der außerordentliche Schutz, den die Biene und Bienen überall genossen; wer Honig verächtlich, wurde mit dem Tode bedroht! Andererseits sicherte ein Tropfen Honig den Kindern das Leben, — in jener frühen Vorzeit, als die Neugeborenen noch von der Aussetzung bedroht waren, so lange sie noch nichts genossen hatten. . . .“

Der Zucker wurde bei uns zuerst durch die Kreuzzüge bekannt. In der Gegend von Tripoli fanden die Kreuzfahrer das Zuckerrrohr, das sie beziehungsweise zuerst „Honigrohr“ (canna mellis) nannten. Infolge der Umständlichkeiten des weiten Verkehrs war der Zucker aber lange so außerordentlich teuer, daß er als Volksnahrungsmittel überhaupt nicht in Frage kam. Im 13. und 14. Jahrhundert kostete der Bentner Zucker auf unsern größten Märkten nach unserm Gelde 800 bis 1000 Mk. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zahlte man in Danzig für ein Pfund Zucker 5 Mk., und in Wien sogar 7 Mk.; im Jahre 1540 kostete das Pfund in Freiburg 6,50 Mk., im Jahre 1540 in Lüneburg und in Nürnberg 4,50 Mk. Noch vor hundert Jahren, während des Kontinentalkrieges gegen England, kostete das Pfund Zucker in Hamburg 6 Mk., und im Binnenlande mußte vielfach das Doppelte dafür gezahlt werden; damals wurde er, weil der Seeweg verschlossen war, von Griechenland her mit Tragtieren und Wagen auf dem Landwege durch Serbien und Ungarn nach Deutschland eingeschmuggelt. Infolge dieser Verhältnisse lernten die Minderbemittelten den Zucker bis in die neueste Zeit eigentlich nur als Arznei oder sonstige Apothekerware kennen. In den mittelalterlichen Apotheken fand der Zucker — wie früher der Honig — eine so ausgebreitete Verwendung, daß das Sprichwort aufkam:

Ohne Zucker, Wachs und Wein  
kann man kein Apotheker sein.

Für und wider alles mögliche sollte er angeblich helfen, sogar den Ruch von gerannem Zucker sollte man gegen den Schnupfen oder „Nasshiesel“ in die Nase gehen lassen. Ihn liebten aber auch am allgemeinsten genoss man ihn auf gewöhnliche Weise, da denn die Apotheker die wunderbarsten und wirksamsten Formen als Rosin- oder Gerstenzucker, Rosenzucker, Zitronenzucker und Violenzucker herzustellen verstanden. Ein rechter Apotheker war eben gleichzeitig Konditor, und vielfach kamen die Pillendreher der

guten alten Zeit überhaupt vom Zuckerbäckergerber her. So wurde im Jahre 1484 die älteste Apotheke in Dresden, die Marienapotheke am Altmarkt, die heute noch besteht, vom Landesherrn als solche „beireit“ (privilegiert), nachdem sie vorher schon lange ein Krämerladen gewesen war, wo man Safran, Wachs und Honig kaufen konnte. Und zum Schutze der bereits im Jahre 1294 (bald nach Gründung der Stadt entstandenen Freiburger Apotheke (der ältesten in Sachsen) verordnete im Jahre 1475 der Rat, „daß Niemand Confect und andere Wehren, die in die Apotheke gehören, verkaufen solle, ohne in Jahrsfrist und Wochen; Wärgen möge der Apotheker verkaufen wie andere Krämer, hingegen aber soll er die Stadt mit Sieghonachs und Dinten frei halten, soviel der Rat bedarf“. Noch im Jahre 1559 beschwerte sich die Witwe des älteren (früheren) Dresdener Apothekers Barthels, daß sich Joh. Rißberger (irgend ein unangenehmer Konkurrent) unterleibe „Confection, geworhenen Zuder und anders, so Zim einer Apotheke gehörig, zu machen und heil zu haben“, und der Kurfürst „Vater August“ befahl durch Messript vom 3. Februar, es ihm wegzunehmen. Konkordieren gab es also damals noch nicht.

In Dresden existiert auch die erste Zuckersiederei auf deutschem Boden. Mit dieser Gründung ging es, wie fast bei allem Neuen, nicht ohne Schwierigkeiten ab. Diese hier aber waren besonders seltsamer Art. Im Jahre 1586 erwarb eine unternehmende Frau Barbara Naufcherin zu Dresden ein Privilegium auf sechs Jahre, Zuder zu sieden. Nach Ablauf dieser Zeit suchte sie um Erneuerung nach. Doch da glaubte der Rat zu Leipzig, das wäre wider sein Stapelrecht, und suchte es zu hinterweiden. Der Kurfürst erneuerte zwar das Privileg wieder, aber mit der Einschränkung, daß sie daselbe „selbstenthlich und also gebrauche, daß dadurch der Stadt Leipzig nichts nachtheiliges zugesügt werde; vielmehr soll sie dem Zuder, so zu Dresden raffiniert und gut gemacht wird, andero — nach Leipzig) zur Niederlage die drei Märkte (Messen) zu verschaffen schuldig sein, alsdann mag sie ihres besten Gewaltes denselben, wohin sie will, vorhanden. Auch das Mehl, woraus der Zuder gejotten wird, soll sie nicht auf der Elbe (1) herausführen lassen“. — Man versagte also dieser unternehmungslustigen sächsischen Untertanin sogar den Vorteil des bequemen und billigen Elbhandelsverkehrs! —

Das „Raffinieren“ des Zuckers in den alten Zuckersiedereien geschah um deswillen, weil der Rohzucker nach Europa in ungerinigtem Zustande gelangte, und es ging in der Weise vor sich, daß man ihn durch Erhitzen schmelzen machte und in schmale Gefäße füllte, die unten spitz zulaufen. Die unreinen Bestandteile der Masse sammelten sich in der Spitze der Gefäße an; man öffnete dann einen dort befindlichen Hahn und ließ den Bodensatz ablaufen, bis ganz reiner Zucker zum Vorschein kam. Nach dem Erkalten und Festwerden hatte der Zuder die spitz zulaufende Form, die zu der Bezeichnung „Zuckerhut“ Anlaß gegeben hat.

### Vermischtes.

— Ein Musterstaat im Tierreiche. Die Kunst der Staatenbildung ist bekanntlich nicht nur unter den Menschen, sondern auch bei den Tieren verbreitet. Regelmäßige Staatsweisen im engeren Sinne gibt es allerdings nur in der Welt der Insekten, und zwar sind hier Hummel, Wespen, Bienen, Ameisen und Termitenstaaten bekannt. Diese Tierstaaten, von sog. sozialen Insekten gebildet, sind besonders psychologisch für den Menschen interessant, da man bei ihnen in mannigfacher Beziehung die Gewohnheiten und Gesetze beobachten kann, die auch unter Gesellschaftsleuten beherrschen. Da die Staatsmaschine der sozialen Insekten aber viel einfacher ist und bedeutend ruhiger und sicherer arbeitet als die der Menschen, läßt sie sich in ihren Einzelheiten mit größter Genauigkeit feststellen. Das am wenigsten ausgebildete Staatswesen besitzen die Hummeln, eine höhere Stufe nehmen bereits die Wespen ein, hierauf folgen die Bienen und Ameisen, die unstrittig höchste Entwicklung der Staatsform aber wurde von den Termiten erreicht. Nach den Forschungen des Münchener Professors R. Escherich, über die Dr. phil. D. Damm in Prometheus ganz neuartige Mitteilungen macht, hat man bei den Termiten sozusagen den Musterstaat im Tierreiche aufgestellt. Vorbemerkt sei, daß die Termiten nicht, wie häufig angenommen, mit den Ameisen verwandt sind, sondern vielmehr zur Familie der niedrigst organisierten Insekten, etwa zu den bei uns bekannten Küchenfliegen, die meisten Ähnlichkeiten aufweisen. Wenn man den Bau eines Termitenstaates — s. B. der Termes bellicosus — vor Beginn der Regenzeit untersucht, findet man darin sechs verschiedene Formen. Und zwar erstens das königliche Paar, zweitens geflügelte Tiere, drittens die in der überwiegenden Mehrheit vorkommenden Arbeiter, viertens große Soldaten, fünftens kleine Soldaten und sechstens die Jugendstadien. Uebrigens ist die Zusammensetzung bei den einzelnen Termitenstaaten verschieden und hängt auch von der Zeit ab. Derselbe Termitenbau enthält in der Trockenzeit s. B. keine geflügelten Tiere. Bei anderen Termitenarten findet man nur eine Art von Soldaten, oder auch gar keine oder auch wiederum drei verschiedene Soldatenruppen. Die höchstorganisierte Art hat natürlich auch die ausgeprägteste Staatenbildung. Das königliche Paar und die Weibchen sind als die eigentlichen Fortpflanzungs-

tiere des Staatswesens zu betrachten. Der König und die Königin haben nach dem Hochzeitsfluge die Flügel durch Selbstverflümmelung verloren. Die Königin ist ausschließlich da, um für den ganzen Stamm das Geschäft des Eierlegens zu besorgen. Eine Königin allein vermag die Staatseinnwohnerschaft auf Hunderttausende, selbst auf Millionen zu vernehmen. Im Gegensatz zu anderen staatsbildenden Insekten bleibt der König auch nach dem Hochzeitsfluge am Leben. Gleich dem Königs Paar sind auch die geflügelten Tiere beträchtlich größer als die übrigen Staatsmitglieder, da die Arbeiter- und Soldatentruppen sich aus verflümmerten Tieren zusammensetzen. Im Gegensatz zu den Bienen und Ameisen gehören der Arbeiterklasse nicht nur Weibchen, sondern auch Männchen an. Die Arbeit selbst ist außerordentlich vielartig. Die Hauptarbeiten sind Nestbau, Verbeschaffen der Nahrung, Fütterung und Reinigung des königlichen Paares und der Soldaten, Reinhalten der Wohnungen, Pflege der Brut usw. Die zur Verteidigung des Staates berufenen Soldaten sind sozusagen hochspezialisierte Arbeiter mit besonderer Ausbildung des Kopfes und der Mundteile. Man unterscheidet die normalgebauten Soldaten mit stark entwickelten, langen und oft phantastisch gekrümmten Kiefern, und die sog. Natuti mit retortenförmig ausgezogenen Kopf. Bei den einen werden die Kiefer als Waffe benutzt, bei den andern sondern der nausenförmige Fortsatz des Kopfes ein febriges Sekret ab, das durch seine ätzende Wirkung als Kampfmittel gebraucht wird. Bezeichnend für das Organisationstalent der Termiten ist der heute besonders interessierende Umstand, daß sie auch über eine regelrechte Nahrungsmittelorganisation verfügen. Ein Teil der ausgenommenen Stoffe wird als verarbeitete Nahrung zur Fütterung der zahlreichen Larven verwendet. Besonders wichtig bei der Ernährungsfrage ist die Zucht gewisser Pilzarten. In diesem Zweck stellen die Termiten schwammartige Körper, die „Pilzbecken“ her, welche sozusagen als Mistbeete dienen. Sie bestehen aus Holz, sind mit Boden übersät, die zu labyrinthartig gewundenen Gängen führen, und ihr Geruch wird von dem Fadenfleisch des Pilzes durchwuchert. Wie hoch entwickelt die Termiten sind, kann man an dem Weibchen der Unkrauter erkennen, so daß sie auch eine regelrechte gärtnerische Tätigkeit zur Schaffung ihrer Nahrungsmittelvorräte ausüben.

(Aus der Zeitung der 10. Armee.)

\* Im Eifer. Der Leutnant verläßt den Exercierplatz und befehlt dem ansichtshabenden Feldwebel: „Wo um 1/12 Uhr lassen Sie einrücken.“ Doch der hat seine Uhr im Quartier gelassen und meldet das dem Leutnant. Antwort: „Aber, mein lieber Feldwebel, nichts einfacher als das. Die Fabrik da drüben preist um 12 Uhr, da geh'n Sie eben eine halbe Stunde vorher los.“

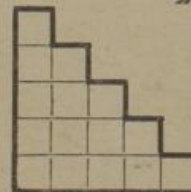
\* Auch ein Erfolg der amerikanischen Kriegserklärung. Der erste Erfolg der amerikanischen Kriegserklärung bestand darin, daß die Verkäufer alter Dokumente wieder einmal auf ihre Kosten kommen. In Paris und London wird gegenwärtig wilde Jagd auf die Autographen historischer amerikanischer Persönlichkeiten gemacht, und die Preise steigen von Tag zu Tag. So wurden jetzt, wie der Gaulois berichtet, für eine Anzahl Briefe von Benjamin Franklin, die auf den Unabhängigkeitskrieg Bezug haben, in London nicht weniger als 16 250 Mark bezahlt.

### Büchertisch.

— Hongs illustrierte Kriegsgeschichte. Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild das 124. bis 126. Heft (Preis je 30 Bfg.). Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Der Völkerring, Hefte 121 und 122 (Herausgeber Dr. C. H. Voer, Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart) weisen außerordentlich reichen Inhalt auf.

### Magisches Dreieck.



A  
B D  
D E E  
E I M M  
N N O O S

Die Buchstaben in die Felder des Dreiecks derart einzutragen, daß die vorderste senkrechte Reihe einen wichtigen Kriegsschauplatz benennt und die wagerechten Reihen bedeuten: 1. Konjunkt, 2. rätselhaft, vielumstrittene Naturkraft, 3. Zeitabschnitt, 4. Stimmkörper, 5. Bodenform.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Abstrichrätsels in voriger Nummer.  
Verstand, Acht, März, Galktern, Ur, Born, Rote, Kram, Siegel.  
Verfälschter U-Boot-Krieg.